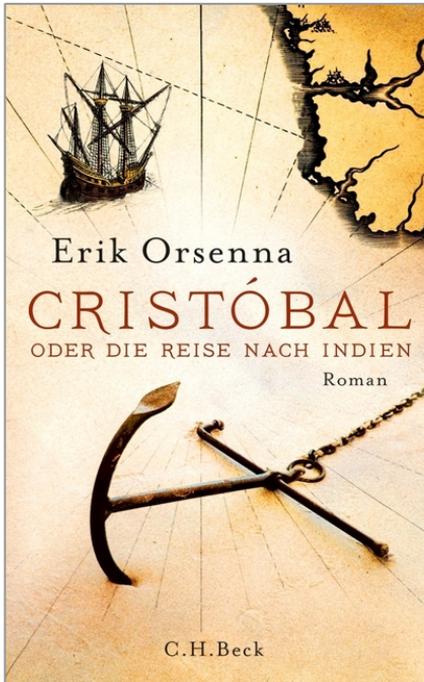


Unverkäufliche Leseprobe



Erik Orsenna
Cristóbal
oder Die Reise nach Indien

Aus dem Französischen von Holger Fock und
Sabine Müller
318 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-63008-8

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/9283758>

*Santo Domingo,
La Isla Española,
Weihnachten 1511,
im Palast des Vizekönigs
von Westindien*

Dass ich erzähle, war nicht vorgesehen.
Träumen ist in unserer Familie Sache des ältesten Bruders.
Und dieser Traum wurde unantastbar. Ob wir wollten oder nicht,
Cristóbal hat uns alle an Bord genommen.

Er wies jedem von uns eine Rolle zu.

Meine war es, ihm Tag und Nacht beizustehen.

Und zu schweigen.

Es wäre mir nie eingefallen zu protestieren. Wozu sich gegen
ein Gesetz wenden, wenn das Gesetz das eigene Herz ist?

Ich habe gut daran getan einzuwilligen: So hat sich der Traum
erfüllt.

Das Alcazar in der neu errichteten Stadt Santo Domingo soll an
Sevilla erinnern. Der Palast ist aber lediglich ein großer Block aus
grauem Stein am Ufer des kleinen Flusses Ozama. Kommen Sie
ruhig näher, Sie haben nichts zu befürchten, und treten Sie ein.
Die Wachen werden Sie kaum belästigen: Sie schlafen die meiste
Zeit, und ihr Schnarchen beweist, dass sie sich der edlen Tätigkeit
des Schlummerns rückhaltlos hingeben. Wenden Sie sich nach
links und durchqueren Sie die beiden Kapellen, die große und die
kleine. Dann stoßen Sie, abermals zu Ihrer Linken, die Tür auf.
Sie werden glauben, ein Grabmal zu betreten, so leer und dunkel
ist das Zimmer. Das ist die herrliche und düstere Wohnstatt, die
der Vizekönig mir zugedacht hat. Der Vizekönig ist Diego, mein
Neffe: Cristóbal's einziger ehelicher Sohn.

Oft werde ich gefragt, welche unbegreifliche Kraft mich, Bartolomeo, eigentlich zwingt, noch länger auf dieser Insel zu bleiben. Warum muss mein letzter Wohnort Hispaniola sein und nicht einer jener Orte auf der Erde, an denen es zuverlässigere Lustbarkeiten, offensichtlichere Annehmlichkeiten und ganz gewiss bessere Ärzte gibt? Warum nicht Lissabon, Euer geliebtes Lissabon, oder das französische Loiretal mit seiner unvergleichlichen Sanftheit?

Je nachdem, wie die Tage sind, nehme ich einen der zahllosen Gründe, die mir diese Insel so lieb machen: die Vielfalt der Vögel, die neun Farben des Meeres, die Nähe der Berge, die Gewalt der Stürme, der umwerfende Duft der Frauen, die ebenso umwerfende Kühnheit der kleinen Mädchen und der Blumen, die sich überall hindurchschlängeln und die unzüchtigsten Posen einnehmen ...

Die Hauptsache verschweige ich.

Entgegen unserem jugendlichen Ehrgeiz haben Cristóbal und ich mit dieser Insel nicht das wahre Paradies entdeckt, das Paradies der Heiligen Schrift. Aber wir sind ihm denkbar nahe gekommen. Ich besitze noch genug klaren Verstand, um zu erkennen, dass die Wahl von Hispaniola zum Wohnsitz mich nicht vor dem Tod bewahrt, den ich mit großen Schritten nahen sehe. Ich weiß allerdings, dass ich mich hier wie nirgendwo sonst der anderen Flüche des Alters erwehren kann: des ständigen Fröstelns trotz Hitze; der grausamen Schmerzen in den Gelenken; der quälenden Fragen der Erinnerung.

Auf Hispaniola scheint jede Nacht die Erinnerung an den verflossenen Tag auszulöschen: Jede Morgenröte, die über dem noch ruhigen Meer heraufzieht, ist neu, rein, leicht. Keine Vergangenheit lastet auf ihr, ich meine, keine Verfehlung.

Wie die Erde ihre Abgründe hat, in denen das Leben nicht denselben Gesetzen folgt wie an der Oberfläche, so hat die Zeit ihre Löcher.

Mir fehlen die Gelehrten. Sie könnten mir dieses Phänomen erklären. Gewiss liegt es daran, dass die Stunden durch die Ent-

fernung, unsere Lage am Rande des Abendhimmels, langsamer vergehen.

Soll ich das Geständnis wagen, dass ich in dieser Art von ständiger Gegenwart so friedlich lebe wie nie zuvor? Befreit von den Strapazen des Träumens, seit Cristóbal von dieser Welt geschieden ist, aber auch frei von Reuegefühlen, die das Heer meiner Sünden nach sich ziehen müsste.

An jenem Sonntag, dem ersten Advent 1511, wurden wir, die Stadt und ich, gemeinsam wachgerüttelt. Ich liebe diesen Palast für seine Mauern aus Korallenkalk, die für Geräusche durchlässig sind. Zuerst höre ich immer die Vögel, die die Rückkehr des Tages begrüßen, dann die hustenden und spuckenden Männer; die schnaubenden Pferde, das Knarren der Wagen; das erste Knirschen der Sägen. Eine Karavelle kommt an. Ich kann hören, welches Segel man einbindet, an welchem Ankerplatz im Hafen sie festmachen wird. Die Hunde bellen. Sie bellen weiter, immer lauter, solange sie nicht gefüttert werden. Ein neuer Tag setzt sich in Bewegung, schwer wie ein Schiff, das sich vom Kai entfernt. Jedem dieser neuen Tage danke ich dafür, dass er mich mit an Bord nimmt.

Ohne etwas von den Angriffen zu ahnen, die kurz darauf meine Seele verwüsten und meine Heiterkeit zerrütten sollten, machte ich mich auf den Weg in die Kirche.

Die Messe begann.

In meiner Lage war es schwer zu beten: Ich saß in der ersten Reihe zwischen dem Vizekönig Diego und seiner Frau María de Toledo, und alle Blicke richteten sich auf mich. Möge Gott mir verzeihen. Statt mich Ihm und nur Ihm zuzuwenden, war ich ständig damit beschäftigt, Grüße zu erwidern. Plötzlich schreckte ich auf. Ein Dominikaner war auf die Kanzel gestiegen und begann seine Predigt:

Ich bin die Stimme Jesu Christi, der in der Wüste dieser Insel ruft ...

Ich bin die Stimme Jesu Christi, der in der Wüste dieser Insel ruft (...), diese Stimme sagt, dass ihr alle im Zustand der Tod-sünde lebt wegen der Grausamkeit und der Tyrannei, die ihr gegen dieses unschuldige Volk walten lasst.

Satz für Satz gewann die Stimme an Kraft, und die einzelnen Worte wurden deutlicher. Es war, als ob sie sich in ebenso viele Steine verwandelten, die man uns ins Gesicht schleuderte.

Sagt mir, im Namen welchen Rechts und welcher Gerechtigkeit haltet ihr diese Indianer in so grausamer und so schrecklicher Knechtschaft? Wer hat euch erlaubt, gegen diese Völker, die in ihrem Land friedlich lebten, solch verabscheuungswürdige Kriege zu führen, in denen zahllose von ihnen gestorben sind? (...) Warum haltet ihr sie in einem solchen Zustand der Unterdrückung und Auszehrung, ohne ihnen zu essen zu geben, ohne die Krankheiten zu behandeln, an denen sie leiden und sterben aufgrund der maßlosen Arbeit, die ihr ihnen abverlangt, während ihr sie für den Abbau von Gold Tag für Tag einfach umbringt?... Sind diese Indianer denn keine Menschen? Haben sie denn keinen Verstand und keine Seele? Hat man euch nicht geboten, sie zu lieben wie euch selbst? (...) Warum schlaft ihr in so tiefer Erstarrung? Seid gewiss, dass ihr in dem Zustand, in dem ihr euch befindet, eure Seelen ebenso wenig retten könnt wie die Mauren und die Türken, die den Glauben an Jesus Christus ablehnen.

So lautete an jenem Tag die Predigt von Bruder Antonio de Montesinos. Vor allen Herren von Hispaniola, vor allen *Encomenderos*, den Spaniern also, denen man das Land der Indianer gegeben hatte und dazu noch die Indianer selbst, um es zu bebauen.

Die Verblüffung der Anwesenden schlug schnell in Wut um.

Blicke wanderten hin und her zwischen dem Prediger, der diese schrecklichen Worte aneinanderreichte, und dem Vizekönig, der sich bemühte, die Fassung zu bewahren.

Es bedurfte der ganzen Autorität des Priesters, der die Messe

las, damit diese ohne Aufstand der Gläubigen beendet werden konnte.

Nach der Rückkehr in unseren Palast befahl der Vizekönig unverzüglich den Dominikaner zu sich, von dem bis dahin niemand etwas gehört hatte, und er las ihm väterlich die Leviten: Jeder von uns könne sich, wenn er schlecht informiert sei, dazu hinreißen lassen, Unwahrheiten zu verkünden. Wer wollte es ihm verübeln, dass er einem Irrtum aufgesessen sei, weil es ihm an Informationen gemangelt habe? Im vorliegenden Fall fehle es an Wissen darum, dass die Arbeit der Indianer für die Erschließung der Insel, also zu Spaniens Ruhm, unverzichtbar sei. Da er nun vollständig in Kenntnis gesetzt worden sei, müsse der Prediger, dem übrigens jedermann Bewunderung für sein Talent und Verständnis für seine Erregung entgegenbringe, am kommenden Sonntag eine Predigt von gänzlich anderer Natur halten als die vorausgegangene, geeignet, der Bevölkerung einen Frieden wiederzugeben, der Seiner Majestät dem König besonders am Herzen liege ...

Ohne ihm Zeit für eine Erwiderung zu geben, stellte Diego mich vor: Bartolomeo, mein Onkel, der Bruder des Admirals und erster Gouverneur dieser Insel in den Jahren 1496 bis 1500.

Montesinos fuhr hoch.

Er sah mir direkt in die Augen und sagte nur ein Wort:

«Warum?»

Schon drängte ihn der Vizekönig hinaus.

«Ich zähle auf euch, Bruder Antonio. Das Gleichgewicht hierzulande ist empfindlich. Jeder muss wissen, wo er hingehört.»

Als Montesinos den Mund zur Antwort öffnete, wurde er hinausbefördert. Und in der spanischen Oberschicht wartete jeder vertrauensvoll auf die nächste Sonntagsmesse, überzeugt, dass der Vorfall damit abgeschlossen sei.

* * *

Die ganze Woche über verfolgte mich dieses «Warum». Jedes Mal drängte ich es zurück. Jedes Mal kam es mir wieder in den Kopf, wie eine hartnäckige Wespe, jedes Mal bereitete dasselbe innere Bild ihm den Weg: der tiefe Blick des Predigers.

Und in der Nacht hörte ich hinter den vertrauten Geräuschen vom Hafen einen Klang, den ich nicht kannte, wie das Reiben eines Rads auf der Straße oder eines Mühlsteins, der sich dreht.

Ich kam zu der Überzeugung, dass dieser Montesinos, verdammt sei er!, die Zeit wieder in Gang gesetzt hatte. Ich würde meinen Zufluchtsort verlieren. Die quälenden Fragen der Erinnerung, die ich so sehr fürchtete, waren im Anmarsch.

Am folgenden Sonntag, lange vor der Messe, gab sich die ganze Insel, ich meine, alles, was auf der Insel spanisch war, ein Stelldichein vor dem Eingang des Konvents. Viele waren von weit her gekommen, aus den entlegensten Winkeln, aus der Provinz von La Vega, den Bergen und sogar von der Nordküste, von der Halbinsel Samaná. Das Gerücht hatte sich in Windeseile verbreitet. Niemand wollte die Predigt verpassen.

Einige stiegen direkt aus dem Sattel. Sie bespritzten sich mit Brunnenwasser, um nicht allzu viel Staub in das Gotteshaus zu tragen. Seit Jahren hatte man sich nicht mehr gesehen. Man hatte sich schon für tot gehalten. Überraschte Ausrufe waren zu hören, man fiel sich in die Arme, es war wie ein Familienfest. Man besprach die neuesten schlechten Nachrichten, die Todesfälle, die Geburten, das harte Klima, die enttäuschenden Ernten, die geringe Minenausbeute.

Nachdem man zwei, drei Worte gewechselt hatte, kam man auf die Indianer zu sprechen. Auf die Faulheit, das tierische Wesen, die Sittenlosigkeit, die Grausamkeit der Indianer. Dann machte man sich über den verrückten Priester her, der in wenigen Tagen die berühmteste Person auf der Insel geworden war. Kennst du ihn, diesen ... Montesinos? Was hat denn den geritten? Angeblich hat der Vizekönig ihn empfangen. Und ihm den Kopf gewaschen.

Sonst erlebt er sein blaues Wunder. Die Gesichter blickten wild. Man war bewaffnet erschienen.

Die Dominikaner wussten nicht, wo ihnen der Kopf stand. Da man nicht in der Lage war, die Wände zu versetzen, konnte die Kirche keinen mehr aufnehmen. Gut drei Hundertschaften von Gläubigen waren, zu ihrer Entrüstung, schon zurückgedrängt worden. Und noch immer kamen welche hinzu. Schon bevor Antonio de Montesinos auch nur das Wort ergriffen hatte, herrschte der reinste Aufruhr.

Schließlich fing inmitten des Grollens die Messe an. Wie es schien – doch ich verfügte über kein Instrument, um das Verstreichen der Zeit zu messen –, wurde der erste Teil beschleunigt.

Und plötzlich ertönte eine laute Stimme über den Köpfen. Montesinos war da, war, keiner weiß wie, auf die Kanzel gekommen. Vielleicht hatten seine Indianerfreunde ihm ihre Fähigkeit übertragen, sich zu bewegen, ohne gesehen zu werden? Die Kanzel ruhte auf einer dicken, aus Holz geschnitzten Schlange. Einige unter den Zuhörern murmelten, dass dieser verfluchte Prediger einen Pakt mit dem Teufel geschlossen habe, um vor der Menge sicher zu sein.

Warum haltet ihr diese Indianer in einer solch grausamen Knechtschaft? Warum führt ihr solch verabscheuungswürdige Kriege gegen diese friedlichen Völker? Warum tötet ihr sie, indem ihr ihnen eine Arbeit abverlangt, die keiner von euch überleben würde? Warum betrachtet ihr sie nicht als Menschen, sie, denen Gott ebenso eine Seele gegeben hat wie euch? ...

Weit davon entfernt ihn einzuschüchtern, hatten die Forderungen des Vizekönigs Montesinos sogar bestärkt. Seine Rede hatte an Autorität und Festigkeit gewonnen. Am vorausgegangenen Sonntag hatten seine Worte gezittert, nicht aus Angst, sondern vor Empörung. Dieses Mal durchschnitten sie die Luft so hart und zielsicher wie Geschosse.

Das Publikum reagierte prompt. Stimmen erhoben sich, wur-

den laut und lauter. Zwanzig, dreißig *Encomenderos* waren aufgestanden, richteten, den Ort vergessend, an dem sie sich befanden, drohend den Finger auf den Prediger und befahlen ihm zu schweigen.

Montesinos scherte sich überhaupt nicht um diese Missfallensbekundungen. Nicht nur, dass er seine Predigt mit unvermindert starker, klarer und entschlossener Stimme fortsetzte, er suchte zudem den Blickkontakt zu denjenigen, die am heftigsten auftraten.

Diese Provokation hätte beinahe das Pulverfass entzündet. Es fehlte nicht viel, und eine Gruppe etwas Entschlossenerer hätte die Kanzel gestürmt. Ein Dutzend Dominikaner hinderten sie daran. Sie hatten wohl den Angriff kommen sehen und sich am Fuß der kleinen Holzterasse versammelt.

* * *

Noch am Nachmittag kam ein Mann in den Palast und ließ sich als Sohn eines ehemaligen Gefährten von Cristóbal melden, der an der zweiten Fahrt (im Jahre 1493) teilgenommen hatte. Ich war zwar müde, doch wie hätte ich ihn fortschicken können? Seine Erscheinung war stattlich, und er konnte kaum älter als dreißig sein. Sein Name sei Las Casas, meinte er, er trage denselben Vornamen wie ich, Bartolomé, und wolle wissen, was ich wirklich über die Predigt denke.

Er war 1502 mit dem neuen Gouverneur Nicolás de Ovando auf die Insel gekommen. Damals war er noch keine achtzehn Jahre alt und gehörte zu jenem Heer spanischer Ankömmlinge, die vom schnellen Glück träumten. Wie anderen war ihm ein Stück Land gegeben worden samt den Indianern, die darauf lebten. Dort hatte er es zu Wohlstand gebracht. Doch ein Leben, das nur darin bestand, Besitz anzuhäufen, war ihm schnell unerträglich geworden. Nach ein paar Jahren ließ er alles hinter sich, wurde Priester und trat, auch er, in den Dominikanerorden ein.

Wir verbrachten das Ende des Tages damit zu diskutieren. Wa-

ren die Entdecker nicht vom rechten Weg abgekommen? Was würde Gott sagen über unsere Grausamkeiten? Wir versprachen uns, dass jeder in der Heiligen Schrift nach Antworten suchen würde.

Ich kehrte zu meinen alten Gewohnheiten zurück.

In Lissabon hatten mein Bruder und ich uns jeden Sonntag abwechselnd ein Kapitel aus der Bibel vorgelesen. Wer das Buch der Bücher nicht kennt, versteht nichts von der Welt, pflegte Cristóbal zu sagen.

Als Las Casas am übernächsten Tag zurückkehrte, ließ ich ihn die Stellen lesen, die ich im *Buch Jesus Sirach* gefunden hatte: die Antwort, eine unerbittliche Antwort, auf unsere Fragen.

«Schreit der Betrübte im Schmerz seiner Seele, so wird Gott, sein Fels, auf sein Wehgeschrei hören.» (4,6)

«Man schlachtet den Sohn vor den Augen des Vaters, wenn man ein Opfer darbringt vom Gut der Armen.» (34,20)

Las Casas verzog keine Miene. Aber ich sah seine Hände: Sie zitterten. Die Predigt von Montesinos hatte ihn ebenso berührt wie mich. Doch weil er jünger war und mutiger, begnügte er sich nicht damit, bedrückt zu sein. Er wollte sich in die offene Bresche stürzen. Was war sein Leben wert, wenn er es nicht von nun an der Wahrheit weihte?

Er war nicht allein gekommen. Ein Kind begleitete ihn, ein hochgeschossenes Jüngelchen mit runden Wangen, auf denen sich noch kein Bartwuchs zeigte. Und doch wies ihn seine weiße Kutte unzweifelhaft als Dominikaner aus. War die plötzliche Vergrößerung der Welt daran schuld, dass der Orden gezwungen war, so junge Leute zu rekrutieren?

«Ich möchte Ihnen Bruder Hieronymus vorstellen. Er ist gerade in unseren Orden eingetreten. Er hilft mir bei dem Unternehmen, das mir vorschwebt.»

Bei diesen Worten schreckte ich auf. Das Unternehmen, das Indien-Unternehmen. So hatte Cristóbal seine Fahrt getauft.

Las Casas hatte ein anderes Ziel: Er wollte nicht entdecken wie

Cristóbal, sondern erzählen. Von der Entdeckung erzählen, damit jeder davon wusste und seine Lehren daraus ziehen konnte.

Er senkte seine Augen in meine. Sein Blick war beinahe so nachdrücklich wie der Montesinos’.

«Eure Erfahrungen an der Seite Eures Bruders sind unvergleichlich. So alt wie Ihr seid, werdet Ihr nicht mehr lange auf dieser Erde weilen. Ihr könnt mir Eure Unterstützung nicht verweigern.»

Ohne weiter zu zögern, kniete ich nieder.

«Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes ...»

«Was tut Ihr denn?»

Bruder Hieronymus, der Dominikanerjüngling, sah mich verständnislos an.

«Ihr beginnt zu ... aber ... so spät noch?»

Ihm fielen die Augen zu. Ich kenne die jungen Leute. Es gelingt ihnen nicht, gegen den Schlaf anzukämpfen. Ich hatte kein Erbarmen. Ohne es zu wissen, hatte ich schon so lange Zeit auf den Augenblick zu erzählen gewartet.

Las Casas lächelte.

«Spitze deine Ohren, Hieronymus, spitze deine Ohren. Die vier Seefahrten von Cristóbal gehören fortan in die Chronik der Curiositas, der menschlichen Neugier. Er verstand es, einen Weg über das Meer zu bahnen, der allen anderen überlegen ist. Durch ihn hat sich die Erdoberfläche verdoppelt, er hat den Horizont bevölkert.»

Normalerweise erinnert man sich bei Reisen lediglich an ihr Ziel, während sie doch zunächst einmal einen Ursprung haben.

Von den Ursprüngen möchte ich erzählen. Meine Finger schmerzen zu sehr, und sie sind gekrümmt vom Alter, so dass ich die Feder nicht mehr führen könnte. Deshalb werde ich dir meine Wahrheit diktieren, lieber kleiner Schreiber Hieronymus, damit du redlich berichten mögest, mit der größten Treue und in allen Einzelheiten. An manchen Tagen wirst du dich beim Hören gewisser Heimlichkeiten bekreuzigen, und dir wird, da bin ich sicher, eine reizende Röte ins Gesicht steigen. Ich bedauere dich

nicht. Du wirst dieses Leiden dem Herrn darbringen. Der Himmel ist dir dadurch umso gewisser.

Von Häfen aus stechen die Schiffe nur in See, Hieronymus, in Fahrt bringt sie ein Traum. Viele Historiker haben bereits über die Entdeckung von Cristóbal berichtet oder werden darüber berichten, und sie werden über die Folgen diskutieren.

Als sein Bruder, der ihn als Einziger seit seiner frühesten Kindheit kannte, sah ich, wie seine Idee geboren wurde und sein Fieber stieg.

Von dieser Geburt, von dieser Verrücktheit werde ich dir erzählen. Vielleicht findet sich der Keim für unsere spätere Grausamkeit in diesem Wissensdurst?

Auf deinen Platz, Hieronymus! Wir stehen in See!

Bald sind wir in Lissabon, wo alles begann.